UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gedanken über allerlei Spiegel.

Visual Library

frieden. „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln, auf seiner Weide läßt er mich rasten." Du teure Erinnerung bist mir die beste Freundin.

Gedanken über allerlei Spiegel

Von P. Odo Ripp CMM.

Von jeher liebte es die menschliche Eitelkeit, das holde Antlitz im Spiegel zu beschauen. Manche sind da hocherfreut über die Wahrnehmung, daß ihre Züge das richtige Ebenmaß haben und so in die Klasse der Schönen eingereiht werden können. Andere machen weniger erfreuliche Feststellungen, wenden sich mit einer Art Unbehagen von dem unbestechlichen Richter hinweg, der ihnen klipp und klar das Zeugnis ausstellt, daß ihr Bild nicht vollkommen gelungen sei. Es geht ihnen wie einem gewissen Vogel, den die Natur anscheinend etwas stiefmütterlich bedacht hat. Utekwane heißt das gefiederte Wesen. Der Missionar, den sein Beruf über Flüsse und Bäche führt, kann ihm des öfteren begegnen an seichten Stellen, wo Binsenwerk und Schilf wächst. Da ist er zu sehen wie er seine possierlichen Luftsprünge macht. Zuweilen schaut er aber auch besinnlich in den Wasserspiegel, wohl um nach kleinen Fischen und Reptilien zu schnappen. Allein der hiesige Volksmund glaubt seine Gedanken erraten zu haben und legt ihm folgende Klage in den Schnabel. „Ich wäre schön, ich der Tekwane, doch ich bin verunstaltet durch dies und das." Worüber ist er ungehalten? Es sind sein aschgraues Gefieder, seine plumpen Füße, es ist der unschöne Schopf auf seinem edlen Haupte.

Es besteht nun kein Zweifel, daß der Wasserspiegel das erste Instrument war, worin die eitlen Menschenkinder ihre kitzlichen und mißlichen Beobachtungen betreffs ihres äußeren Aussehens machen konnten. Später natürlich trieb die Neugierde zu besseren Entdeckungen. Zuerst feinpolierte Metallplatten bis zu den blitzblanken Spiegeln, die jetzt überall Heimrecht haben, wo eben Menschen wohnen. Etwas Dünkel und Stolz sitzt in jeder Menschenbrust. Von diesem Erbübel haben die Naturvölker eine gründliche Dosis erhalten. Bei ihnen herrscht zuweilen die „Hoffart des Lebens" ungehemmt und ungezähmt. „Ich bin eben, was ich bin." Daß so etwas durch die Gnade und Huld ihres Schöpfers kam, entzieht sich ihrer Erkenntnis. Darum heißt es „Kopf hoch" und nach pfauenart sein Gefieder bemerklich zur Schau tragen. Venus hat hier ein großes Gefolge. Zum gewöhnlichen Aufputz ihrer Schüler und Schülerinnen gehört selbstredend ein Spiegel, wenn er auch nur den Deckel einer Salbendose bildet. Doch scheint diese Mode schon außer Kurs zu sein, und in der Reisetasche, die jetzt alles Kleinvolk mit sich führt, findet sich ein ganz ansehnlicher Spiegel. Unlängst hatte ich einen heidnischen Burschen auf die hl. Taufe vorzubereiten. Eines Morgens kam ich auf sein Zimmer, um ihn zum Unterricht zu rufen. Er war eben daran seine gesottenen Maiskörner zu kauen, während er schmunzelnd und selbstvergnügt sich in seinem auf dem Tisch aufgestellten prächtigen Spiegel betrachtete. — Im armen St. Bernard findet sich natürlich kein solches Kleinod. — „Nun, was siehst du in diesem Spiegel?" fragte ich. „Wirkliche Schönheit", meinte er. „Doch nein, Eitelkeit der Eitelkeit", erwiderte ich ihm, „so komm jetzt zum Lernen, ich werde dir schon andere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spiegel vorhalten, die dir deinen wahren Wert zeigen werden." Von da ab war das Trugbild im Koffer verschwunden, und der Dünkel, der anfangs aus seinen Augen blinzelte, schien etwas abgeblaßt zu sein.

Nun die Auswüchse des leidigen Stolzes teilt der Schwarze mit allen Vertretern der Menschheit auf dem ganzen Erdball. Hat er etwa keinen Anlaß dazu? Hat ihn etwa die Natur unschön und häßlich erschaffen? Das wird kein Volkskenner behaupten wollen. Die in Büchern der Völkerkunde aufgestellten Typen sind meistens Exemplare, denen das harte Leben, besonders „die Hoffart des Lebens" mit ihren traurigen Begleiterscheinungen den Adel der Natur abgestreift hat. Manch schwarzes Naturkind, dessen Stammregister auch auf Adam und Eva zurückgeht, trägt die Spuren seines göttlichen Ursprungs an sich und könnte mit der Sulamitin im Hohen Liede sagen: „Ich bin schwarz, aber ich bin schön." Wer in die Wildnis kommt, in ganz heidnische Gegenden, wo noch Zucht und strenge Väterfitte herrscht, den kann zuweilen ein gewisser Schauer überkommen, von dem der große Botaniker Linne beim Anblick all der Naturwunder spricht, die Gott so reichlich in jeder Blume, Baum und Strauch aufblühen läßt: „Ich habe Gott gesehen im Vorübergehen, ich habe ihn gesehen, und ich bin stumm geblieben vor Bewunderung und Schrecken. Ich habe einige Spuren seiner Fußstapfen in den Werken seiner Schöpfung entdecken können." Umso mehr kann man dies Erlebnis machen bei Begegnung jugendlicher Leute, die von menschlicher Verderbtheit unberührt, das natürliche Bild und Gleichnis Gottes noch ungetrübt in ihrer ganzen Erscheinung zur Schau tragen. Aus der Seele des Glaubensboten drängt sich da unwillkürlich der Segensspruch auf die Lippen: „O Menschenkind, möchtest du deinen Schöpfer erkennen, dessen Bild du trägst, und wissen von der göttlichen Liebe, die um deine Seele wirbt."

Es ist nun das heiße Verlangen jeder Bantumutter, ein bildschönes Kind in die Wiege zu legen. Dieses Geschenk erbittet sie von Gott oder den Schutzgeistern, je nachdem sie gläubig oder noch im Heidenwahn lebt. Nebenbei glaubt sie ihren Zweck durch Anwendung folgenden Mittels zu erreichen. Der „Wasserspiegel" muß da herhalten. Ein schwarzer Krug wird bis zum Rande mit klarem Wasser gefüllt. Die werdende Mutter sucht aus der Verwandtschaft ein nettes Kind heraus. Dasselbe stellt sie neben den Krug und spiegelt sein Angesicht im Wasser. Davon trinkt die Mutter ab und zu einen Schluck in der Überzeugung, daß sie das Bild des Kindes in sich aufnimmt. Vielleicht werden nicht alle Biologen in diesem Brauche jeden Zusammenhang von Ursache und Wirkung leugnen wollen. Doch christliche Mütter haben wirksamere Mittel zur Verfügung, wenn sie ihres hl. Berufes eingedenk mit Vorliebe in einen anderen Spiegel schauen, „den Spiegel der Gerechtigkeit." Mit diesem Titel wird die heiligste und reinste der Frauen beehrt, die Jungfrau-Mutter Maria. Sie ist ein Sinnbild aller guten Gaben. Ihre Bilder voll Anmut und Unschuld mit den geistigen und leiblichen Augen zu betrachten, und deren himmlische Schönheit auf sich einwirken zu lassen, kann dem Schaffen einer Künstlerhand gleichen, die ein formvollendetes Meisterwerk herstellt. Wohl in jeder Sprache wird das Gesetz der Vererbung in einigen Sprichwörtern ausgedrückt. Auch die Zulusprache entbehrt deren nicht. „Das Häschen ähnelt dem Hasen"; „das Kälbchen gleicht der Mutter."

Darum die heilsame Ermahnung an alle christlichen Mütter, recht fleißig in den „Spiegel der Gerechtigkeit" zu schauen, um daraus einen heiligen, reinen Tugendwandel zu lernen, der als kostbares Erbe auf die Kinder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommen möge. Diese fromme Übung wirkt mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes und hat überdies noch die Verheißung göttlichen Segens. „Jeder gute Baum bringt gute Früchte" (Matth. 7, 17).

Im christlichen Leben spricht man noch von einem sogenannten „Beichtspiegel." Dieser übt weniger Anziehungskraft auf die Menschen aus, ist darum aber nicht weniger notwendig und heilsam, wenn man seine Seele rein bewahren will. Darin sucht man sein Innenleben zu spiegeln und zu erforschen, wie es im Herzenskämmerlein aussieht. Wer es ernstlich meint mit seiner Seele, wer an ihre ewige Bestimmung glaubt, muß notwendig dieses manchmal unbekannte Land gut auskundschaften, da auf seinem Boden sich Zwiste und Kämpfe abspielen, die für eine Ewigkeit entscheidend sind. Dem Beichtspiegel könnte man auch einen andern Namen geben mit der Aufschrift: „Nosce teipsum = Lerne dich selbst kennen." Das ist ein berühmtes Wort, das über der Tempelpforte zu Delphi zu lesen war, und schon Heiden aufforderte, Gewissenserforschung zu halten. Die ernste Beherzigung dieses Wortes unterschreiben alle christlichen Philosophen und Lehrer des geistlichen Lebens. „Die höchste und nützlichste aller Lernaufgaben ist wahre Erkenntnis und Geringschätzung seiner selbst" (Nachfolge Christi I, 2, 4).

Neue „Hutmode", ein Fell, in Südafrika
Amakuzefrau
Photo: Mariannhiller Mission

Was haben nun Seelenforscher in dieser geheimnisvollen Welt alles entdeckt und gesehen? Neben viel Hochland mit herrlichen Anlagen für alles Gute, Wahre und Schöne gewahrten sie Talgründe, in denen Giftschlangen üppig gedeihen, Sümpfe, denen viele Todeskeime entsteigen. Sie sahen das untilgbare Bild und Gleichnis Gottes auf dem Seelengrund, das aber durch die Sünde entweiht und beschmutzt wurde. Sie erkannten die Größe des Menschen, aber auch sein unsägliches Elend, einen entthronten König im Bettlergewand. St. Bernard, der so viel über diesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegenstand nachdachte und predigte, redet darum jeden Menschen also an: „Schämst du dich nicht, deinen Kopf stolz zu erheben, du, der du dein Herz nicht erhebest, deinen Körper aufrecht zu tragen, du, dessen Seele auf der Erde kriecht? Denn heißt es nicht auf der Erde kriechen, wenn man Geschmack und Verlangen nach Sinnlichem hat und solches erstrebt? Immerhin ist dein Leben noch das eines Bildes, da du erschaffen bist nach dem Bilde und dem Gleichnisse Gottes, ähnlich geworden aber den Tieren beim Verluste dieser Ähnlichkeit. Wenn nun, als du in deiner Größe warest, es nicht erfaßt hast, daß du von Erdenlehm warest, gib wenigstens Acht, jetzt wo du in den Schlamm des Abgrundes versenkt bist, zu übersehen, daß du Gottes Bild bist, und erröte, es umkleidet zu haben mit anderer fremder Ähnlichkeit. Erinnere dich deines Adels und schäme dich wegen solchen Abfalls. Erkenne deine Schönheit, um nicht mehr beschämt zu sein ob deiner Häßlichkeit." Damit wird die Wunde aufgedeckt, an der alle Menschen bluten. Aus dieser Erkenntnis folgert der heilige Abt von Clairvaux die Notwendigkeit der Demut, die uns als das erkennen läßt, was wir wirklich sind. Diese demütige Selbsterkenntnis wirft sich in die barmherzigen Arme Gottes, erzeugt die Liebe zu Gott und zu seinem Bildnis, das in jedem Menschen ist. Wer von sich selbst recht Bescheid weiß kennt sich aus über seinen Bruder, nicht um ihn zu richten, — uns allein sollen wir richten — sondern um mit ihm Mitleid zu haben. Dieses Mitleid soll sich nach St. Bernard zeigen durch hilfreiches Entgegenkommen allen Armen Christi und den Enterbten der Menschheit. Dies hält er für notwendiger als prunkvolle Kirchen bauen und unnütze Schätze darin aufzuhäufen. In den Notleidenden, Hungernden und Nackten sieht er lebendige Tempel Gottes, die Anspruch haben auf des Lebens Notdurft.

Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott (Fortsetzung)

Leo benachrichtigte sofort die Mutter. Ein jeder half der Erregten, so gut es ging, damit sie möglichst schnell die Reise zu dem verzweifelten Bruder antrete.

„Noch befindet sich mein Bruder im Sanatorium Professor Stifters. Man muß seine verzweifelte Stimmung erkannt haben. Heilige Jungfrau, erbarme dich meiner!"

Monika hatte den Brief, den ihr der fast erblindete Bruder geschrieben, Frau Brandau zum lesen gegeben. Es war ein verzweifelter Aufschrei eines hoffnungslosen Menschen, der die ihm auferlegte Bürde nicht länger tragen wollte. Inniges Mitleid erfüllten Mutter und Sohn mit dem Unglücklichen. Und aus ihren gläubigen Herzen stiegen Gebete zum Throne Gottes empor, das Schrecklichste gnädig abwenden zu wollen.

Frau Brandau half dem erregten jungen Mädchen den Koffer packen. Währenddessen besorgte Leo ein Auto. Vielleicht war es möglich, den Schnellzug in Kamenz noch zu erreichen.

„Laß es nicht zu spät sein!" Diese Worte kamen ungezählte male von Monikas Lippen, als sie mit geschlossenen Augen in der Ecke des Abteils saß. — Sie sollte die Eltern auf den schweren Schlag vorbereiten! Professor Stifter würde ihr vielleicht entgegentreten mit den Worten: er ertrug sein Leid nicht, machte seinem Leben vor der Zeit ein Ende."

„Ach Ludwig", weinte Monika verzweiflungsvoll, „du wußtest nicht, an wen du dich in deiner Seelennot wenden solltest. Du hattest, genau wie ich, den Glauben verloren, das Hoffen verlernt. — Nichts blieb dir, als Verzweiflung. — Das ist das Ende für den Sünder. Auch Judas ging hinaus und erhängte sich."

Wie quälend die Fahrt war, wie langsam heute der Zug durch die Gegend kroch.

„Man soll im Gebet nicht fordern, soll gläubig bitten", stammelten die blassen Mädchenlippen, „so bitte ich dich, in die-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN